



Mit der Welt im Dialog: Liliencron Dozent José F.A. Oliver.

FOTO: MARCO EHRHARDT

# Hinter den Worten

Liliencron-Dozent José F.A. Oliver über Wörter, das Dichten, den Schwarzwald und das Meer

VON RUTH BENDER

**KIEL.** „Mein verzierbauter Heimatort – das klang mir sehr sympathisch“, sagt José F.A. Oliver. Detlev von Liliencron (1844-1909) hat so über Kiel geschrieben, als er nach Wanderjahren in seine stark veränderte Geburtsstadt zurückkehrte. Ein seltsam schönes, irritierendes Wort, wie es sich auch in den Gedichten von Oliver finden könnte, der 2019 die von Literaturhaus und dem Institut für neuere deutsche Literatur und Medien der Kieler Universität vergebenen Liliencron-Dozentur für Poetik übernommen hat. Dem Kieler Dichter fühlt er sich durchaus nah: „Ich verbinde mit ihm die Stimme aus dem Norden und ein zwiespältiges Gefühl zur Heimat.“

Noch so ein Wort, das Oliver liebt; wie er ohnehin im Gespräch vor der Eröffnungslesung immer wieder an einzelnen Wörtern hängenbleibt, ihnen nachlauscht, sie zerlegt und Doppelbedeutungen hervorkitzelt. „Bildhaft“ zum Beispiel: „Bild und Haft. Mir scheint, es gab nie eine Zeit, in der wir dem Bild so verhaftet waren.“

Die Worte auseinanderzunehmen, um ihrem Sinn nahe zu kommen, das hat er schon als Kind gelernt, von der Mutter

und der Nachbarin. „Ich hatte das Glück, zwei Mütter zu haben. Eine für jede Sprache“, sagt der Sohn andalusischer Gastarbeiter, der 1961 im Schwarzwald zur Welt kam und zwischen Deutsch und Spanisch, Andalusisch und Alemannisch aufwuchs. Bis heute lebt er in Hausach. Abgesehen von den Auslandsstipendien von Boston bis Kairo oder der Zeit in Lima, wo er mit Straßenkindern arbeitete. Das Unterwegssein ist ihm so wichtig wie die Überschaubarkeit von Hausach, wo er ein Lyrikfestival etabliert hat.

**„Ich habe geschrieben, wenn ich etwas nicht verstanden habe.“**

José F.A. Oliver,  
Liliencron-Dozent 2019

So einer sieht vom Hotelzimmer mit Förderblick gleich weiter bis zur Kurischen Nehrung und beim Studienaufenthalt in Istanbul mit der ins Schwarze Meer mündenden Donau täglich auch ein Stückchen Schwarzwald vorbeifließen. Und direkt hinter dessen sattem Grün liegt Andalusien. Die Welt

schnurrt zusammen in Olivers Gedichten und der Gleichzeitigkeit der Welt. Stets gibt es in den Bildern und Worten noch ein fernes Dahinter, das plötzlich in die Nähe rückt.

Aus dieser Spannung wachsen die Gedichte des vielfach ausgezeichneten. Assoziative, manchmal wild wuchernde Texte, in denen sich wache Beobachtung und Spracherforschung, bis ins Philosophische hinein, gegenseitig durchdringen. Da wird die *Vaterskizze, den Kühlschranks betrachend* vom Erinnerungsporträt zum Zeitbild für die Kriegsgeneration und Nachkriegsdeutschland. Ergibt sich im Versuch, Lorca ins Deutsche zu holen ein Dialog mit dem spanischen Dichter, mit dem sich Oliver abends im Literaturhaus auch als einfühlsamer Sänger entpuppt. Und die Eindrücke in Istanbul während der Proteste im Gezi-Park werden zur beklemmenden (An-)Klage gegen Polizeiwillkür und Unterdrückung der freien Rede. Das gewinnt seinen eigenen Fluss und Rhythmus, bis ins Verstummene. Und Oliver sagt: „Das Gedicht ist für mich eine Partitur.“

Schreiben heißt für José Oliver, mit der Welt im Dialog stehen. „Ich habe immer geschrieben, wenn ich etwas nicht verstanden habe“, erzählt er von

den frühen Anfängen mit zwölf, dreizehn. „Schreiben war für mich Trost. Und Stift und Papier waren meine Komplizen.“ In einer fortlaufenden Welt- und Worterkundung, die sich in seinen Texten und rund 20 Büchern bis heute fortsetzt. Sehr bewusst auf Deutsch, weil er das Konkrete der Sprache liebt, ihre philosophische Dimension und die endlosen Möglichkeiten, Worte zu bilden.

Das Genre der Lyrik, sagt er, suche man sich nicht aus: „Es ist eher eine Seinsform. Dichter bin ich auch, wenn ich frühstücke. Und auch das Nichtschreiben gehört für mich dazu.“ Ganz im Sinne von Hilde Domin, die Lyrik als „das Nichtwort / ausgespannt / zwischen Wort und Wort“ beschrieb. Von der Notiz übers Notat und die Verdichtung entwickeln sich Olivers Gedichte, die er eher als Prozess denn als fertiges Format begreift. Der letzte Schritt übrigens, der gelingt dem „nomadischen Heimatdichter“ (Ilja Trojanow) nur daheim: „Dazu brauche ich die Ruhe und Überschaubarkeit des Schwarzwalds.“

• Heute, 19 Uhr, Literaturhaus, Schwannenweg 13. José Oliver spricht mit dem Lyriker Arne Rautenberg; Moderation: Nikolaus Buck.